

Luhmann in Leipzig

An einem nasskalten Dezembertag des Jahres 1984 ging ich durch die trostlosen Straßen Leipzigs – unterm Arm ein kleines Paket, wohlverschnürt, um es auf der Post aufzugeben. Es enthielt meine Dissertation, an der ich in den letzten zwei Jahren gearbeitet hatte. Im Herbst hatte ich sie an der Theologischen Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig verteidigt. Sie sollte in den Westen nach Bielefeld gehen, genauer nach Oerlinghausen. Die Adresse hatte ich in der Deutschen Bücherei im *Who is who* gefunden: Marianne-Weber-Str. 13. Dort wohnte der Mann, dessen religions- und gesellschaftstheoretischen Schriften mich in den letzten zwei Jahren in intellektuelle Aufregung versetzt hatten.

Eigentlich hatte mir mein Doktorvater ein anderes Thema aufgegeben: die Aufarbeitung der neu aufflackernden Diskussionen um den Begriff der «Religion» in der Theologie sowie in der Religionspsychologie, der Religionswissenschaft und der Religionssoziologie. An die Bearbeitung dieses nicht zu bewältigenden Themas hatte ich mich sofort brav herangemacht. Nach wenigen Monaten hatte ich mich durch Pannenberg, Rendtorff und Rössler durchgekämpft. Auch Luckmann war bereits einigermaßen erledigt. Dann kam ich zu Luhmann – und blieb bei ihm hängen. Was ich las, kam mir so ungewohnt, gewagt und eigenwillig vor, dass ich nie sicher war, ob ich es richtig verstanden hatte. Ein Zentralmassiv an ausgefallenen Begriffen und Unterscheidungen erstand vor mir. Ich musste weiterlesen, um mich zu vergewissern. Aber die Sache wurde mit jeder Seite Lektüre eher komplizierter als einfacher. Es erging mir wie beim Besteigen eines Berges: Kaum hatte man die Wegbiegung, hinter der man den Gipfel vermutete, genommen, taten sich neue Höhen auf. Ein Ende der Anstrengungen kam nicht in Sicht.

Ich sann auf Hilfe. An der Sektion «Marxismus-Leninismus» – oder wie auch immer sie hieß, vielleicht auch «Wissenschaftlicher Kommunismus» – gab es eine Professur für «Bürgerliche Soziologie». Ich verabredete mich mit der Lehrstuhlinhaberin. Das Gespräch war kurz. Bereits nach wenigen Sätzen war mir klar, sie hatte nicht eine Zeile von Luhmann gelesen. Im Westen, so viel wusste ich, galt Luhmann als konservativer Technokrat. Ich hatte die Verrisse von Christian Sigrist, Hans Jürgen Krysmanski und anderen studiert. Aber ich konnte nichts «Konserva-

tives» in den Schriften Luhmanns entdecken. Was meinten die Kritiker? Es gab Anklänge an das hegelianische Systemdenken, aber war Luhmanns Drehung der Blickachse von Letztbegründungen auf funktionale Bezugsprobleme nicht eher das Gegenteil eines wertkonservativen Denkens? Mich faszinierte die Luhmann'sche Verwandlung von Dualismen wie Subjekt und Objekt in Differenzen wie «System» und «Umwelt», für deren Vermittlung die Relationierung des Unterschiedenen ausreicht. Angenehm hob sich sein Differenzdenken vom Marxismus ab, der in den als «unentfremdet» unterstellten Verhältnissen des Sozialismus die Existenz von etwas so Systemfremden wie Religion nur leugnen oder bekämpfen konnte. Die Einordnung der Systemtheorie in die soziologische Theorielandschaft der Bundesrepublik bereitete mir Probleme. Ich hatte nicht Soziologie, sondern Theologie studiert und war mit dem sozialtheoretischen Denken des Westens wenig vertraut. Mein Doktorvater, Hans Moritz, ein Tillich-Experte, der allerdings seit Jahren kaum mehr etwas publiziert hatte, erklärte, «ach, die da drüben, das sind doch alles Interaktionisten». Er hatte also auch nichts von Luhmann gelesen, denn dass Luhmann seine systemtheoretische Argumentation in Abgrenzung von allen auf Personen als Handlungsträger abstellenden Ansätzen entwickelt hatte, konnte niemandem, der auch nur wenig von ihm zur Kenntnis genommen hatte, verborgen geblieben sein.

Auf einen Artikel, der abseits vom Lagerdenken Luhmanns Ansatz in einen weiteren Horizont einzuordnen versprach, wurde immer wieder verwiesen: auf Wolf Lepenies' Auseinandersetzung mit der Debatte zwischen Habermas und Luhmann, die die beiden Sozialtheoretiker 1971 bei Suhrkamp in dem Band *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* ausgetragen hatten. Im Gegensatz zu den Büchern Luhmanns, zu denen ich in der Deutschen Bücherei freien Zugang hatte, war dieser Aufsatz gesperrt; er war in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschienen, dem in der DDR verfemten reaktionären Sprachrohr spätbürgerlicher Dekadenz.¹

Um den Zeitungsartikel lesen zu können, bedurfte es der Bestätigung des betreuenden Professors, dass die Lektüre für die Verfassung der Dissertation unerlässlich sei. Mit diesem Nachweis

1 Wolf Lepenies: Alteuropäische Tradition und die Frage: Ist Systemtheorie eine Ideologie?, in: FAZ vom 12. Oktober 1971.

war es mir erlaubt, mich in den vom öffentlichen Publikumsverkehr der Bücherei abseits gelegenen «Giftturm» zu begeben, um dort in einem kleinen Leseraum auf die gefährliche Lektüre zu warten. Ich war nicht der Einzige, der dort Platz genommen hatte. Wir beobachteten uns verstohlen. Ein Gefühl von subversiver Komplizenschaft wollte nicht aufkommen. Eher die Angst, dass man hier viel falsch machen konnte und der nahe geglaubte Zugang zur *FAZ* einem aufgrund einer unbedachten Geste vielleicht doch noch im letzten Augenblick verwehrt wurde. Zwei Meter von mir entfernt lagen mehrere Ausgaben des *Spiegel*, die ich gern zur Hand genommen hätte. Ich ließ sie unberührt liegen, um das mir eingeräumte Privileg nicht zu gefährden. In dem Artikel von Lepenies las ich, dass die Debatte nach sportlichen Kriterien wohl «8:7» für Luhmann ausgegangen sei. Um Luhmann verstehen zu können, war es also ratsam, auch noch die offenbar gewichtigen Gegenargumente seines Widersachers zu studieren. Außerdem war von «sanfter Polemik» die Rede – so etwas gab es also – sowie von «alteuropäischem Denken». Handelte es sich dabei um etwas Gutes oder musste das überwunden werden?

Mit größter Unsicherheit schickte ich meine Dissertation an Luhmann und rechnete im Übrigen fest damit, dass mein kleines Paket über die Stadtgrenze nicht hinausgelangen und in den schwarzen Löchern eines Leipziger Dezembers verschwinden würde.

Vier Wochen später hielt ich Luhmanns Antwortbrief in Händen. Er würdigte meine Arbeit in einer mich beglückenden Weise. Bevor er auf einige meiner kritischen Argumente einging, die ich mir mühsam zusammengesucht hatte, erklärte er, es sei ihm nicht bewusst gewesen, in welchem Maße er sich bereits in den 1970er Jahren – also vor seiner autopoietischen Wende – einer selbstreferentiellen Logik bedient habe. Später fiel mir immer wieder einmal auf, dass er sein Denken wie einen ihm fremden Gegenstand von außen beobachtete. In der Folge entspann sich ein kleiner Briefwechsel, in dem ich ausführliche Überlegungen über dieses und jenes anstellte und er in verlässlicher Weise, meist kurz, zur Sache antwortete. Die Briefe waren Botschaften aus einer anderen Welt, geschrieben auf hochwertigem Papier und jedes Mal versehen mit dem ebenso einschüchternden wie

schlichten Briefkopf «Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie». Ich stellte mir vor, dass er beim Diktieren der Briefe auf dem Balkon seines Hauses in Oerlinghausen saß – irgendwo hatte ich gelesen, dass er es liebte, in der Sonne zu arbeiten – und nach dem Diktat der zu erledigenden Post schnell wieder an seine Schreibmaschine zurückkehrte, an der seine Bücher entstanden.

Irgendwann, vielleicht nach einem Jahr, hatte ich die Idee, Luhmann zu einem Vortrag nach Leipzig einzuladen. Gastvorlesungen westdeutscher Professoren an der Theologischen Fakultät waren nichts Ungewöhnliches. Hans Küng, Günter Brakelmann, Heiko Oberman und andere damals bekannte Theologen waren schon zu Besuch gewesen. Mein Chef, der gleichzeitig Dekan war, hatte keine Einwände. «Machen Sie nur.»

Wie man einen renommierten Soziologen aus dem Westen nach Leipzig einzuladen hatte, wusste ich nicht. Zum Glück gab es Formulare, die auszufüllen waren, um den Gang durch die sozialistischen Genehmigungsverfahren gehen zu können. Das größte Problem bestand darin, wie ich begründen sollte, dass gerade der Theoretiker des absterbenden Imperialismus zu uns an die Karl-Marx-Universität kommen sollte, an der seit einigen Jahrzehnten doch die geschichtsphilosophisch verbriefte Wahrheit die Macht errungen hatte. Ich presste mir allerlei gewundene Formulierungen ab, die in der Aussage kulminierten, dass der Theoretiker des Spätkapitalismus, den er freilich als eine funktional differenzierte moderne Gesellschaft beobachtete, dem Sozialismus «aufgeschlossen» gegenüberstehe.

Wir erhielten die Genehmigung. Mündlich. Was sie ermöglicht hatte, entzieht sich meiner Kenntnis. Luhmann selbst hatte schon lange zuvor zugesagt. Der Tag seines Vortrags rückte näher. Als eine Woche vor dem Termin das Visum noch immer nicht in Bielefeld war, wurde ich bei dem für «Internationales» zuständigen Referenten, einem gewissen Herrn Martin, vorstellig und fragte, ob mit der Zustellung des Visums demnächst zu rechnen sei. Er verwickelte mich in ein längeres Gespräch, in welchem ich die Einladung Luhmanns noch einmal politisch zu begründen hatte. Die Übersendung des Visums erschien nun nicht länger als ein bloßer Verwaltungsakt, sondern als eine Frage des Klassenstandpunkts. Wie Luhmann mir im Nachhinein

erzählte, traf das Visum tatsächlich erst einen Tag vor seiner Abreise ein.

Inzwischen hatte ich mit den bescheidenen Mitteln, die mir zur Verfügung standen, die Werbetrommel gerührt, Briefe verschickt und wohl auch den einen oder anderen angerufen. Darüber hinaus hatte ich zur Vorbereitung auf das große Ereignis im unmittelbaren Vorfeld ein Wochenendseminar zu Luhmanns Religionstheorie angeboten, zu dem sich etwa zwölf Studentinnen und Studenten und außerdem ein Repetent des benachbarten Theologischen Seminars, das in kirchlicher Trägerschaft stand, eingefunden hatten. Um die Zuhörerschaft über den Kreis der Theologenschaft hinaus zu erweitern, gab ich am Tag vor dem Vortrag dem Techniker, der für die in der gesamten Universität aufgestellten Monitore verantwortlich war, einen auf der Schreibmaschine geschriebenen Zettel mit der Ankündigung des Vortrags: «Niklas Luhmann, Bielefeld: Ausdifferenzierung der Religion. Vortrag in der Sektion Theologie, Emil-Fuchs-Str.1, Donnerstag den 5.6.1986, 10 Uhr c.t.» Natürlich hätte ich dafür bei der Universitätsleitung um Erlaubnis fragen müssen. Dass ich sie bekommen würde, hielt ich für unwahrscheinlich. So flimmerte über mehrere Stunden die Ankündigung der Vorlesung von Luhmann über die Monitore der Universität. Dann war sie verschwunden. Ich vermutete Herrn Martin dahinter und wunderte mich, dass – wir befinden uns in der Zeit des Spätsozialismus – die Zensur noch immer ganz gut funktionierte.

Am Nachmittag des 4. Juni stand Luhmann vor meiner Wohnungstür. Er war sonnengebräunt, blickte mich aus seinen großen Brillengläsern ein wenig irritiert an und sah im Übrigen genauso aus, wie ich ihn von Bildern kannte. Unter seinem fischgrätengemusterten Jackett trug er eine Weste. Oder trug er die nur auf den Bildern? Ob er nach der langen Fahrt die Toilette benutzen wolle? Ob er etwas essen oder trinken wolle? Ich mühte mich um ihn. Er war entspannt. Als wir schließlich saßen, berichtete er, dass er am Morgen zunächst einmal nach Erfurt gefahren sei, um zu sehen, was von den Spuren Bonifatius' noch übrig geblieben sei. Es sei sein erster offizieller Besuch in der DDR. Seine Auseinandersetzung mit Habermas, auch wenn sie vielleicht das Bekannteste unter seinen Arbeiten sei, könne er als

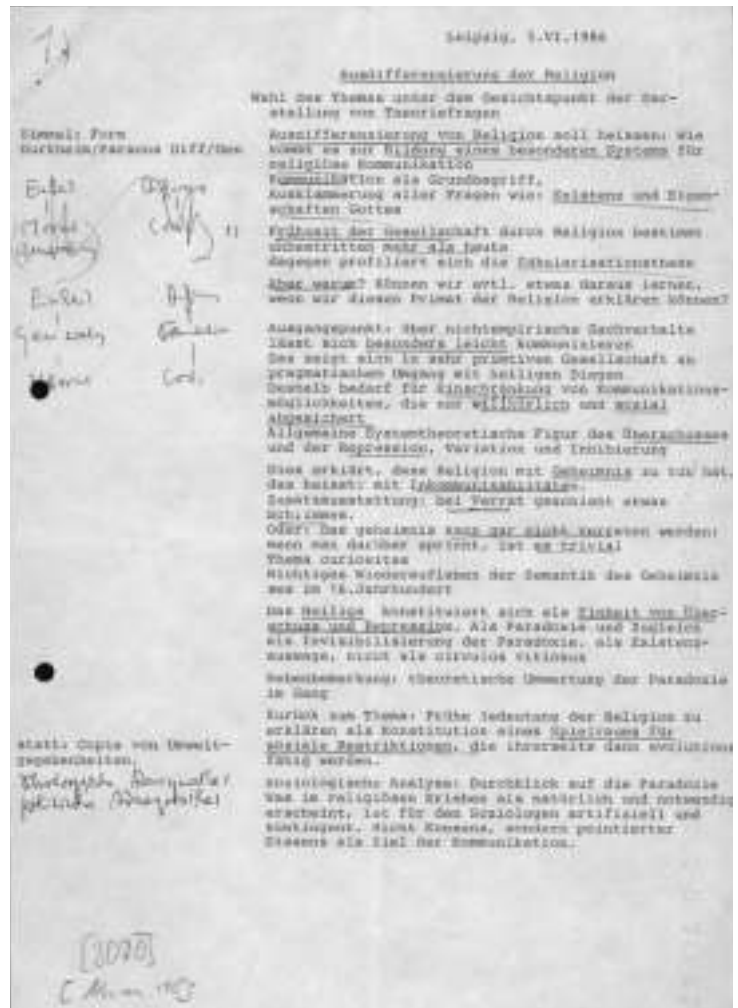
Zugang zur Systemtheorie eigentlich nicht empfehlen. Der Unterschied zu Habermas ließe sich schon daran erkennen, dass die Bücher von Habermas Namensregister enthielten, die seinen aber Sachregister. Dann ging es um meine Dissertation. Ja, er habe sich darum bemüht, sie bei Suhrkamp unterzubringen. Doch die hätten abgelehnt, da dort gerade erst der Band von Michael Welker über seine Religionstheorie erschienen sei. Auch bei Kaiser habe es nicht geklappt. Luhmann erzählte vom Bau seines Hauses in Oerlinghausen «am Rande des Teutoburger Waldes», natürlich auch vom Zettelkasten.

Wir gingen in eines der vornehmen Restaurants am Ring. Luhmann hörte nicht auf, mich zu unterhalten. In Italien würden sich vor allem die Kommunisten für seine Theorie interessieren. Weil Streik war, hätten sie ihn eines Tages sogar im Schützenpanzerwagen zur Tagung gefahren. Als er sein Essen bestellte – «Gänsebraten» – meinte er, das Fleisch könne durchaus auch etwas fettiger sein, und als der Ober schon abdrehen wollte, fügte er hinzu, «aber nicht zu fettig». Ich hielt es für geraten, ihm zu erklären, dass man auf ausgefallene Wünsche hier eher nicht vorbereitet sei. «Ja? Ich hatte gar nicht diesen Eindruck.» Auch sagte ich ihm, dass ich nicht einschätzen könne, mit wie vielen Zuhörern wir morgen rechnen könnten. «Wenn ich auftrete, sind die Säle eigentlich immer voll.» Nach dem Essen fuhren wir mit seinem Volvo ins Diakonissenhaus. Dort hatte ich ein Zimmer für ihn gebucht. Es war ein Zweibettzimmer. «Hm, vielleicht kommt noch einer.»

Am nächsten Morgen holte ich ihn vom Diakonissenhaus ab, um ihm den Weg zur Theologischen Fakultät zu zeigen. Er hatte nichts dagegen. «Holen Sie mich ab. Dann haben Sie mich.» Im Auto stapelten sich seine Bücher, mehrfach *Soziologische Aufklärung*, erster Band, die ich gleich weiterverschenken konnte, einmal *Soziale Systeme*, das ich noch nicht gelesen hatte und nicht besaß. Ein Exemplar von *Soziologische Aufklärung*, zweiter Band, enthielt eine Widmung «Mit besten Wünschen N.L.»

Der Vortragssaal war gerappelt voll, 150 bis 200 Leute. Einige standen an den Wänden. Manche waren eigens aus Berlin gekommen. Irgendwie hatte sich über die informellen Kanäle der zentral gesteuerten Organisationsgesellschaft herumgespro-

Abb. 1
 «Das Heilige konstituiert sich als Einheit von Überschuss und Repression.»
 Auszug aus Luhmanns Stichworten zu Sankt Niklas' Vortrag «Ausdifferenzierung der Religion», Leipzig, 5. Juni 1986.



2 https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/manuskripte/manuskript/MS_3070. Ausgearbeitet finden sich Überlegungen aus Niklas Luhmanns Leipziger Vortrag schon in dem Band: Funktion der Religion, Frankfurt/M. 1977.

chen, dass Luhmann kommt. In seiner distanzierten Art eröffnete er den Vortrag mit der Bemerkung, es sei doch schon verwunderlich, dass es heute leichter sei, von Bielefeld nach Mailand oder Tokio zu fahren als ins nahe gelegene Leipzig. Das Publikum zeigte keine Reaktion. Inhaltlich setzte er ein mit Durkheim, der seine Theorie von der Frage nach der Einheit der Gesellschaft her entwickelt habe. «Ich wollte probieren, ob es vielleicht auch mit Differenz geht.» Dann ergäben sich daraus andere Fragen, etwa die, worin die Funktion der ausdifferenzierten Teilsysteme bestehe, oder die, was ihr interpretativer Code sei. Auf einmal brauchte er Kreide, um die Gegenüberstellung der beiden gedanklichen Linien an die Tafel zu werfen. Er hielt seinen Vortrag völlig frei. Zuweilen warf er einen Blick auf seine wenigen Notizen, die vor ihm lagen, aber man hatte nicht den Eindruck, dass er sie wirklich benötigte (Abb. 1).² Im Gegensatz



zu seinen Schriften war sein Vortrag leicht nachvollziehbar, manchmal fast zu leicht, so hatte ich den Eindruck, denn als sein Jünger war ich natürlich daran interessiert, dass er hier sein imposantes Theoriegebäude entfaltete. Mit lockerer Hand präsentierte er seine Ideen, zuweilen eher beiläufig, als käme ihm der vorgetragene Gedanke gerade in den Sinn. Er sprach darüber, was das Kommunikationssystem Religion von anderen Kommunikationssystemen unterscheidet, dass in der Religion durch Bezugnahme auf den Code «immanent/transzendent» kommuniziert werde im Unterschied etwa zur Kunst oder zur Wissenschaft, in der die Kommunikation über «schön/hässlich» oder «wahr/unwahr» laufe. Er warf die Frage auf, was passiert, wenn die Transzendenz mit Gott bezeichnet werde, auf welche Weise dadurch neue Unterscheidungen provoziert würden, etwa die Unterscheidung zwischen Heil und Verdammnis, mit der möglicherweise Gott uns beobachtet, weshalb es naheliege, sich auch selbst mit dieser Unterscheidung zu beobachten. Er vertrat die Annahme, dass sich über Heiliges beliebig kommunizieren lasse

Abb. 2

Das Profane konstituiert sich als Einheit von Blumenstrauß und Barauszahlung. Für seine zweistündige Gastvorlesung erhielt Prof. Dr. Luhmann (Bielefeld) von der Karl-Marx-Universität 120 Mark (incl. 20 % Steuern).

- 3 Zum Ausklang des akademischen Vortrags empfiehlt sich bisweilen auch ein hübscher Blumenstrauß entsprechender Größe. – Vgl. die Zitatcollage im Beitrag von Barbara Stollberg-Rilinger in dieser Ausgabe (S. 63) entlang von Lorient-Zeichnungen zur «Erwartungserwartung» und den Hilfsmitteln nichtsprachlicher Kommunikation am Blumenbeispiel.

und der so entstehende Resonanzüberschuss dann wieder eingeschränkt werden müsse, und schloss mit der Bemerkung, die Theologie möge weniger auf die Verschmelzung von Religion mit Moral und daraus folgende Appelle setzen, als sich für das semantische Potential offenhalten, das im Arbeiten mit Unterscheidungen liege. All das wirkte hochspekulativ und anregend, provozierte aber auch einige der Theologen. Die Aussage, über Heiliges ließe sich unbekümmert kommunizieren, erregte Ärger. Einer der Professoren beschwerte sich bei mir nach der Vorlesung. Als ich Luhmann am Abend davon berichtete, meinte er, er würde die Theologen gern ein wenig herausfordern.

Am Nachmittag dann dreistündige Nachbesprechung der Vorlesung mit etwa 30 bis 40 Interessierten. Gleich zu Beginn der Diskussion meldete sich der schon bekannte Herr Martin zu Wort und versuchte, mit seinen Einwänden das «umweltoffene» Systemkonzept Luhmanns zu Fall zu bringen. Für fast eine Dreiviertelstunde okkupierte er das Gespräch. Seine klassenkämpferische Attitüde empörte mich. Wie konnte er es wagen, meinen Meister so zu attackieren! Luhmann sagte lapidar zu mir, «aber er hatte doch berechtigte Fragen». Ich beschloss den Disput mit der Bemerkung, dass wir «Offenheit» und «Geschlossenheit» zusammendenken müssten und dass wir von Luhmann lernen könnten, wie so etwas geht. Die Diskussion öffnete sich. Es kamen Fragen zum universellen Geltungsanspruch der Religion, zur funktionalen Analyse von Religion, die einen solchen Geltungsanspruch doch relativiere, und ganz allgemein zum Verhältnis von Theologie und Soziologie. Nur meine Studentinnen und Studenten wagten sich nicht mit eigenen Fragen vor. Sie wollten sich nicht blamieren. Eine von ihnen überreichte Luhmann am Schluss einen Blumenstrauß (*Abb. 2*).³

Auch das nahm Luhmann höflich zur Kenntnis. «Nach einer wissenschaftlichen Diskussion erhält man gewöhnlich keinen Blumenstrauß». Mit meiner Gruppe machten wir noch einen kleinen Stadtbummel. Als wir am Opernplatz standen, sagte er plötzlich – «die sechsspurigen Straßen wirken ja fast wie eine Großstadt». Ja, was denn sonst, dachte ich trotzig: Natürlich war Leipzig eine Großstadt und doch wohl mit einer bedeutenderen Geschichte als Bielefeld.

Auf meine Frage, was es ihm ermögliche, über so unterschiedliche Themen wie Verwaltung, Religion, Recht, Vertrauen, Macht oder auch Liebe zu publizieren, antwortete er nur mit einem einzigen Wort: «Theorie». Ich versuchte, weitere Fragen zu platzieren, bevor wir uns am Abend mit meinem Doktorvater und einigen anderen zum Abendessen trafen. Auch dort unterhielt Luhmann unsere kleine Gesellschaft, erzählte von seinen Reisen in alle Welt, über den Innenraum des Kapitalismus, über die Sekundenschnelle, in der an der Börse hohe Geldsummen den Besitzer wechselten, darüber, dass er jedem seiner drei Kinder ein Auto geschenkt habe – «das gehört zur Grundausstattung» –, dass er gern in der Wüste wandern gehe und wie schwierig es angesichts der wandernden Sonne sei, aus der Wüste auch wieder herauszufinden.

Bevor wir uns nach dem Essen verabschiedeten, musste noch der Blumenstrauß, der inzwischen Wasser in einer Milchflasche gefunden hatte, entsorgt werden. Ich stellte die Flasche mit den Blumen kurzerhand auf den Bürgersteig und erklärte, dass hier so etwas niemanden stören würde. Hier fühle man sich für öffentliche Belange, etwa den Zustand der Straßen, nicht verantwortlich. Und Luhmann ergänzte, aber wie es in den Wohnungen aussieht, das interessiere die Leute. Auf einmal fragte ich mich, was das eigentlich bedeutet: «großstädtisch». Doch da war er bereits ins Auto gestiegen, um zurück zu seiner Übernachtung zu fahren. Die verfallenden Häuser blickten mich trostlos an, vielleicht noch etwas trostloser als sonst. Es hätte mich nicht gewundert, wenn jetzt Herr Martin um die Ecke gekommen wäre.

Bildnachweis:
Abb. 1: Universität Bielefeld –
Abb. 2: Universitätsarchiv Leipzig.
Mit Dank für den Hinweis an
Axel-Wolfgang Kahl.